

Berner Anzeiger



Er scheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis halbmöndlich Mark 1.08, monatlich Mark 2.16, drei ins Haus gebracht; durch die Post monatlich Mark 2.— einschließlich 48 Pf. Postgebühren, hierzu Beifolgt 36 Pf. — Postfachkonto: Dortmund 1907.

Kreisanzeiger für den Stadtkreis Berne
Solinger Anzeiger, Berthel Anzeiger
Druck und Verlag: Rothers & Röttsches, Berne
Hermann-Göring-Straße 8, neben der Hauptpost.

Anzeigenpreise: 1 mm Raumhöhe 4 Pf., im Viertel 25 Pf., Vereins-
kalender (im Viertel) je mm 10 Pf., Wähler- und Gemeinderatsanzeigen
je mm 3 Pf., Wähler- und Gemeinderatsanzeigen je mm 3 Pf., Wähler-
Samml.-Nummer 52541 / Drucker: Anzeiger Berne.

Nr. 281 (Erstes Blatt)

Donnerstag, den 1. Dezember 1938

34. Jahrgang

Streiflichter Rom zum Chamberlain-Bejud

Das internationale Echo und besonders die weitgehende Zustimmung der englischen Presse zu der geplanten Reise des englischen Premierministers nach Rom wird von der östlichen Presse in großer Aufmachung und mit lebhafter Benutzung verzeichnet. Mit besonderer Aufmerksamkeit und Ausführlichkeit werden dabei auch deutsche Pressestimmen über die Bedeutung der Reise der englischen Minister nach Rom wiedergegeben, während — was Frankreich betrifft — festgestellt wird, in Paris sei die Ankündigung der englisch-italienischen Besprechungen mit kaum verhüllter Verzögerung aufgenommen worden. Die in Rom einlaufenden Londoner Berichte liegen übereinstimmend eine neue Entwicklung der Friedenspolitik und der italienisch-englischen Zusammenarbeit erwarten. Nach dem Londoner Vertreter der „Tribuna“ würden mit der amtlichen Ankündigung dieser Reise die Zweifel beseitigt, Chamberlain habe seine Friedenspolitik aufgegeben. Die Reise werde eine neue direkte Fühlungnahme der Regierungschefs von England und Italien in einem Zeitpunkt bringen, in dem vielleicht einige Tendenzen der europäischen Probleme sich bereits klarer abgezeichnet haben werden. Für die Politik der europäischen Zusammenarbeit würden sich, wie man hoffe, in der italienischen Hauptstadt neue Ausblicke bieten. Die Labourpartei und die Liberalen, so fährt der Korrespondent fort, befürchteten allerdings ein neues München in Bezug auf die spanische Frage, das heißt, die realpolitische Erkenntnis des englischen Premierministers, daß man sich unaufhaltbaren Strömungen nicht nützlich widerlegen könne. Das würde ein neuer Beweis für seine Überzeugung sein, daß man für den Frieden etwas tun müsse und daß man ihn nicht mit verhängenen Armen abwarten könne. Diese Entwicklung erregt bei den Antifaschisten Mißfallen, da sie ihre Hoffnung auf einen durchgreifenden Kampf gegen die totalitären Regime in dieser Verhandlungsatmosphäre sich verflüchtigen sehen.

Die „Tribuna“ weist noch darauf hin, daß natürlich in London das englisch-italienische Treffen in Rom im Rahmen verschiedener Probleme, so u. a. der französischen Beziehungen, betrachtet werde. Im Zeichen der gegenwärtig dringlichen Probleme, deren Lösung unklar ist, erscheint der Besuch Chamberlains in Rom umso wichtiger, als er zu einem Zeitpunkt erfolgt, in dem ein entscheidender Einfluss Italiens sich durchzieht und allgemein anerkannt wird.

Daladiers Erfolg

Schon in den Abendstunden des kritischen Tages in Frankreich steht fest, daß Daladier sich durchgesetzt hat. Die Kampfanlage der Marxisten hat mit einer Niederlage geendet. Ein denkwürdiger Tag für alle Franzosen, die in dem Aufmarsch der Gewerkschaften eine gefährliche Rebellion sahen. Ein schwarzer Tag für die Marxisten und ihre Patrone in Moskau. Wer in solcher Stunde zum Generalstreik aufruft und dann von den Anhängern der eigenen Bewegung verlassen wird, hat ausreichende Gründe, über die Gewerkschaften Dämmerung nachzudenken.

In Pariser politischen Kreisen stellt man fest, daß die Verbindung zwischen den Sozialdemokraten und dem Ministerpräsidenten völlig zerfallen ist, nachdem Leon Blum gestern abend die sozialistischen Gemeindevorsteher im Lande telegraphisch und telefonisch auffordern ließ, sich an dem Streik zu beteiligen. Ohne Zweifel gibt diese Tatsache der politischen Situation eine sehr ernüchternde Wendung. Auf Veranlassung der Regierung hat die Staatsanwaltschaft jetzt gegen die Generalstreiktreue der Eisenbahngewerkschaften ein Verbot wegen Rebellion gegen den Staat erlassen. Man fragt sich nunmehr in politischen Kreisen, ob ein gleiches Verbot auch gegen den Führer der Sozialdemokraten in Gang kommen wird, nachdem er logischerweise dasselbe Verbot zu verantworten habe. Abgesehen von der Linkspresse stellt die Presse allgemein heraus, daß die in ganz Frankreich angeschlagenen Regierungserlasse zahlreiche Schwächen für die Sache der Ordnung gewonnen haben, andererseits sei durch die Festigkeit der Regierung auf der revolutionären Gegenfront beträchtliche Verwirrung herbeigeführt worden.

Das „Journal“ sieht in dem Streik eine letzte Mahnung an Frankreich und betont, daß der Streikbeschluss von den Hekern schon gleich nach der Münchener Konferenz gefaßt worden sei, was mit genügender Deutlichkeit beweise, daß es den Hekern darum gehe, die neue Linie der französischen Außenpolitik zu verhindern. Die Lage sei also ernst. Für Frankreich sei die Stunde des Schwarzbrotes gekommen. Nun werde Frankreich bezahlen müssen. Man findet es in politischen Kreisen übrigens bemerkenswert, daß die Fenster der Sowjetbotschaft und Handelsvertretung bis spät in die Nacht hinein erleuchtet waren und nach einigen Informationen Beratungen dort abgehalten wurden.

Wachsende Not in Madrid

40 000 Einwohner infolge Nahrungsmangel erkrankt.
Sibao, 30. Nov. Die Lage der Not in Spanien wird immer schwieriger. In der letzten Zeit macht sich allenthalben insbesondere Nahrungsmangel bemerkbar. Nach einer im roten Madrid-Sender verbreiteten Mitteilung der Madrid-Verzetschaft beläuft sich in dieser Stadt die Zahl der durch die unzureichende Ernährung erkrankten Einwohner auf 40 000. Es ist zugleich bezeichnend für die Verhältnisse in Spanien, wenn in derselben Sendung die Aufforderung ruft, schnellstens die Nahrungsmittelfrage zu lösen, weil sonst mit einem weiteren Ansteigen der Krankenziffern gerechnet werden muß.

Europa vor und nach München

Der italienische Außenminister schildert den Verlauf der tschecho-slowakischen Krise und die europäische Entwicklung im Zusammenhang mit den Münchener Vereinbarungen / Große Rede Graf Cianos vor der Kammer

Rom, 30. Nov. Außenminister Graf Ciano hielt am Mittwoch bei der feierlichen Eröffnung der Wintertagung der italienischen Kammer, deren Mitglieder in der Uniform der Schwarzhemden erschienen waren, im Beisein des Duce seine in der ganzen Welt mit größter Spannung erwartete Rede, der wegen ihrer Einzelheiten über die Entwicklung der europäischen Lage in den letzten Monaten die Bedeutung eines historischen Dokumentes zukommt.

Vor überfülltem Hause und überfüllten Tribünen — in der Diplomatenloge waren Botschafter von Warschau, die Botschafter Frankreichs und Englands, der japanische Geschäftsträger usw. anwesend — ging Graf Ciano zunächst auf die Entstehung und Entwicklung der tschecho-

slowakischen Krise ein. Er erinnerte u. a. daran, daß er schon am 18. Dezember 1937 dem damaligen tschecho-slowakischen Gesandten in Rom, Chvalowski, auf dessen Frage über die Haltung Italiens im Falle einer tschecho-slowakischen-deutschen Krise erklärt habe, daß die Tschecho-Slowakei in ihrer politischen Gestalt für Italien kein Problem ersten Ranges bilde. Sie interessiere jedoch Italien wegen seiner Beziehungen zu Deutschland, Polen und Ungarn, die mit Italien durch starke Freundschaft verbunden seien. Er, Graf Ciano, habe damals dem tschecho-slowakischen Gesandten den Rat gegeben, rasch nach einer freien Verständigung mit Berlin, Warschau und Budapest zu suchen, bevor die Tschecho-Slowakei von dem unaufhaltbaren Ab-

lauf der Ereignisse dazu gezwungen werde. Es wäre ein großer Fehler, die Augen vor den Tatsachen zu schließen und sich auf die kollektive Sicherheit der Genfer Entente bzw. auf Freundschaften von geographisch abgelegenen Ländern zu verlassen.

Graf Ciano sprach dann von dem Sturm in ganz Europa, von den Gerüchten über eine französische Mobilisierung und ging schließlich auf die Besuche ein, die der englische Botschafter in Rom am 21. und 22. Mai abhielt, um die Befürchtungen der englischen Regierung mitzuteilen und die Solidarität Englands mit Frankreich bekanntzugeben. Er habe damals dem englischen Botschafter erklärt, daß Italien die Lage mit weniger pessimismus betrachte und der Meinung sei, daß die Tschecho-Slowakei immer noch den Schlüssel des Friedens in Händen halte.

Mit besonderem Nachdruck betonte der Außenminister, daß in jenen Tagen trotz aller alarmierenden Gerüchte und Falschmeldungen aus Prager Deutschland seinen Effektiveinsatz und nicht seinen eigentlichen Mann verhängt und feiner militärischen Verband an die tschecho-slowakische Grenze gelangt habe.

Nach monatelangen erfolglosen Besprechungen habe Chamberlain in den Versuch gemacht, durch Entsendung der Mission Xuncianens eine Klärung herbeizuführen, aber auch damit seien die Verhandlungen nicht einen Schritt weitergekommen. Graf Ciano erinnerte in diesem Zusammenhang daran, daß der Duce bereits am 20. August, die nächste große Phase der Krise voraussehend, ihm den Auftrag erteilt habe, sich mit der deutschen Regierung ins Benehmen zu setzen, da der Duce damals die notwendigen Vorkehrungen zu treffen gedachte. Am 30. August habe der Duce die Weltfahrt der 7. Flottendivision, die in diesen Tagen begannen sollte, abgeleitet.

Der italienische Außenminister kam damit auf die Verhandlungen in München zu sprechen. In internationalen Kreisen habe man damals auf eine heftige Reaktion Deutschlands gewartet, die aber ausgeblieben sei. Dagegen habe der Führer am 12. September in endgültiger Form zu dem Problem Stellung genommen. Weiteres Zögern sei also nicht mehr zulässig gewesen.

Nach einer Schilderung der in Europa zunehmenden Spannung hob Graf Ciano den ehrlichen und mutigen Entschluß Chamberlains hervor, der durch seine erste Deutschlandreise einen ersten Lichtstrahl brachte, während die verhängnisvolle, harte Haltung der Prager Regierung die Lage mehr und mehr verzerrt habe. In diesem Augenblick habe der Duce die Haltung Italiens endgültig festgelegt und ihm, Ciano, beauftragt, die Berliner Regierung bekanntzugeben: Wenn der Konflikt zwischen Deutschland und der Tschecho-Slowakei lokalisiert wird, so wird die Haltung Italiens einer neuen Prüfung unterzogen werden, wenn sich aber der Konflikt verallgemeinern sollte, und wenn ihn die antisozialistischen Kräfte zum Vordringen nehmen sollten, um eine Reaktion ideologischen Charakters gegen das nationalsozialistische Deutschland auszulösen, dann würde es keine Alternative oder Zweifel mehr für Italien geben. Italien werde sich in diesem Falle seinerseits bedroht fühlen und seine Kräfte an der Seite der deutschen Kräfte aufmarschieren lassen.

Dieser Entschluß sei dem italienischen Volk und der ganzen Welt vom Duce in seiner Triester Rede bekanntgegeben worden.

Am 22. September habe eine zweite Unterredung zwischen dem Führer und Chamberlain in Godesberg stattgefunden. Von deutscher Seite sei der Regierung in Rom sofort mitgeteilt worden, daß die Dinge schlecht stünden. Am folgenden Tage sei keine Begegnung erfolgt, sondern man habe sich in Godesberg auf einen schriftlichen Verkehr beschränkt. Das sei ein Zeichen für die ernster werdende Lage gewesen. Denn jeder habe bereits die Verantwortung vor der Geschichte präzisieren wollen. Deutschland habe seine Forderungen gestellt und als Zeitpunkt den 1. Oktober festgelegt. Zahlreiche ausländische Diplomaten hätten im italienischen Außenamt vorausgesprochen und allen habe er, Ciano, Italiens Haltung bestätigt. Selbstverständlich sei der Meinungsaustausch mit solchen Völkern, mit denen Italien freundschaftlich oder vertrauensvoll verbunden sei, besonders reger gewesen, darunter vor allem Japan, Südlawien, Polen und Albanien.

Am Sonntag, dem 25., habe im Zuge des Duce eine Unterredung zwischen ihm und einem Sonderbeauftragten des Führers stattgefunden, der im Flugzeug von München nach Beneid gekommen sei. Er habe ausführliche, wenn auch strenge vertrauliche Mitteilungen gebracht und den Dank der Reichsregierung und des deutschen Volkes für die von Italien eingenommene Haltung erneuert.

Am Montag, dem 26., sei ein neuer Hoffnungsschimmer aufgetaucht mit der Nachricht, daß Herr Wilson auf Anregung Chamberlains eine Reise nach Deutschland unternähme. Das sei jedoch nur eine flüchtige Hoffnung gewesen und die Lage habe begonnen, sich zu überdübeln. Da die Tschecho-Slowakei den von Deutschland festgelegten Zeitpunkt vom 1. Oktober nicht abgewartet habe, um ihre Ablehnung der deutschen Forderungen bekanntzugeben, habe der Führer den Termin auf den 28. September, 14 Uhr, verlegt. Von dieser Stunde an hatte Deutschland seine Handlungsfreiheit wieder und beschlößte unverzüglich zu handeln. Die Nachricht sei geheim geblieben, aber er, Ciano, habe sie sofort um 19.30 Uhr durch den italienischen Botschafter in Berlin erfahren. In diesem Augenblick habe sich der Duce auf der Reise von Verona nach Rom befunden, wo Ciano ihn am Bahnhof empfangen habe, um ihm sofort mitzuteilen, was vorgegangen sei und sich vorbereite. Der Duce habe die außerordentlich wichtigen Nachrichten mit dem ihm eigenen unerschütterlichen Ruhe entgegengenommen und ihm den Entschluß mitgeteilt, bereits am kommenden Tage eine erste Teilmobilisierung vorzunehmen, obwohl er aus militärstrategischen Gründen immer noch der Meinung gewesen sei, daß der nunmehr an der tschecho-slowakischen Grenze unvermeidlich erscheinende Konflikt auch trotz der Erklärungen der mit der Tschecho-Slowakei

„Condor“ D-ACDN in Japan gelandet 14 000 Kilometer in 42 Stunden reiner Flugleistung / Zwei neue Weltrekorde

Tokio, 30. Nov. (Staatsdienst des D.N.). Das Focke-Wulf-Flugzeug „Condor“ D-ACDN ist um 22.10 Uhr Ortszeit auf dem Flugplatz Tachikawa, dem 30 Kilometer von Tokio entfernt liegenden Flughafen der Hauptstadt Japans, eingetroffen.

Auf dem mit deutschen und japanischen Flaggen überzogenen und durch riesige Scheinwerfer taghell erleuchteten Flugplatz, der im Westen Tokios liegt, erwartete eine riesige begeisterte Menschenmenge die Ankunft des deutschen Flugzeuges. Zur Begrüßung hatten sich Vertreter der japanischen Regierung und der Luftfahrtgesellschaften, der deutsche Botschafter Ott mit seinem Stab sowie die Vertreter der Partei und der deutschen Gemeinde eingefunden. Alle japanischen Sender übertrugen die Landung der „Condor“, die bereits von der gesamten japanischen Presse in großer Aufmachung und mit zahlreichen Bildern versehen, angekündigt worden war. Die Begeisterung der japanischen Öffentlichkeit über die Leistung der deutschen Flieger und ihre Maschine ist außerordentlich groß. Allgemein spricht man von einer einzigartigen Flugleistung in der Geschichte der Luftfahrt.

Berlin, 30. Nov. Der am Abend vergangene Rekordflug des deutschen Großflugzeuges „Condor“ über eine Flugstrecke von rund 14 000 Kilometer wurde in 46 1/2 Stunden bei einer reinen Flugzeit von nur 42 Stunden zurückgelegt. Die Stundendurchschnittsgeschwindigkeit betrug 330 Kilometer.

Diese Leistung genügt, um je einen Flugweltrekord Berlin-Hanoi und Berlin-Tokio bei der Federation Aeronautique Internationale auszuzeichnen.

Glückwunschtelegramme des Generalfeldmarschalls Göring

Berlin, 30. Nov. Der Befehlshaber der „D-ACDN“ sowie dem Betriebsführer und Chefkonstruktoren-Tank vom Flugzeugbau Focke-Wulf hat Generalfeldmarschall Göring die folgenden Glückwunschtelegramme geschickt:

„Durch den hervorragenden Flug Berlin-Tokio, der sich würdig Ihren beiden Ozeanüberquerungen anreihet, haben Sie erneut die Weltanerkennung der deutschen Luftfahrt gesichert. Einleuchtend ist und fliegerisches Können haben Sie zu dieser großen Leistung befähigt. Ich wünsche Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche und meine volle Anerkennung aus.“

Direktor Tank der Focke-Wulf-Werke in Bremen erhielt das folgende Glückwunschtelegramm:

„Das in Ihrem Werk geschaffene Flugzeug „Condor“ D-ACDN hat mit seiner bewährten Belastung durch den

ausgesprochenen Schnellflug Berlin-Tokio wiederum seine Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit bewiesen. Zu dem großen Erfolg beglückwünsche ich Sie herzlich und spreche Ihnen und allen Gefolgschaftsmitgliedern Ihres Wertes, die an der Konstruktion und am dem Bau beteiligt waren, meine volle Anerkennung aus.“

Botschaft Görings an das japanische Volk

Generalfeldmarschall Hermann Göring hat durch die Befehlshaber des Flugzeuges „Condor“ an das japanische Volk eine Botschaft gerichtet, die über die Domei-Agentur verbreitet wurde. Die Botschaft hat folgenden Wortlaut: „Zu einem Zeitpunkt, in dem das japanische und das deutsche Volk den festen Willen zum gemeinsamen Kampf gegen den bolschewistischen Weltjoch erneut bekräftigen und als Befestigung dieses politischen Bündnisses verheißungsvolle Schritte zur Vertiefung der kulturellen Beziehungen unternehmen, findet in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein deutsches Flugzeug zum Flug nach Tokio. Es ist nicht fliegerischer Ehrgeiz allein, der die Fliegerei fasziniert, sondern die deutsche Fliegerei ist durch die Fliegerei des deutschen Volkes. Sie wollen die Fliegerei der Fliegerei sein, das heißt die räumliche Entfernung zwischen den beiden befreundeten Nationen zusammenzuebnen. In diesem Geiste habe ich meinen Fliegern den Auftrag gegeben, dem japanischen Volk meine aufrichtigen und guten Wünsche zu überbringen.“

Botschafter Ott bei den Begrüßungsfeierlichkeiten

Tokio, 30. Nov. Bei den Begrüßungsfeierlichkeiten für die Befehlshaber des Rekordflugzeuges Focke-Wulf „Condor“ auf dem Flugplatz Tachikawa, die vom japanischen Rundfunk übertragen wurden, hielt der deutsche Botschafter Ott folgende Ansprache: „Wir Japan-Deutsche und mit uns die gesamte deutsche Nation sind stolz und glücklich, daß der Flug des „Condor“ von Berlin nach Tokio ein weiterer großer Erfolg des deutschen Flugwesens geworden ist. Wir können es als ein gutes Omen für die Zukunft der deutsch-japanischen Zusammenarbeit und der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Antikomintern-Mächten, daß nur wenige Tage nach der Feier des zweiten Jahrestages des Antikomintern-Paktes der Flug, der unsere zwei Hauptstädte und Völker verbindet, in so glänzender Weise durchgeführt wurde. Wir alle wünschen, daß die hervorragende Leistung des „Condor“ der Anfang zur Einrichtung einer regelmäßigen Luftverkehrslinie zwischen Deutschland und Japan in naher Zukunft sein möge.“



Die Reisekarte des „Condor“ nach Tokio (Scherl-Bilderdienst-M)

Dr. Hacha zum Staatspräsidenten gewählt Kommunistische Stimmhaltungen / Getrennte Abstimmung der Slowaken

Prag, 30. Nov. Dr. Hacha, der bisherige Präsident des Obersten Verwaltungsgeschäfts in Prag, wurde am Mittwoch um 11.53 Uhr von der tschecho-slowakischen Nationalversammlung mit 273 Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt.

Es wurden 39 leere Stimmzettel abgegeben, die von den Kommunisten kamen. Von den 343 Parlamentariern haben an der Wahl 313 teilgenommen, davon 64 Slowaken. Die Slowaken haben ihre Stimmzettel in einer besonderen Urne abgegeben, da nach dem Autonomiegesetz der Präsident der Republik die qualifizierte Mehrheit aus der slowakischen Parlamentarier aufweisen muß. Die deutschen nationalsozialistischen Abgeordneten und Senatoren sind der Wahl ferngeblieben, da sie sie als eine Angelegenheit der Tschechen, Slowaken und Karpaten-Ukrainer betrachten.

Als der Vorsitzende des Abgeordnetenhauses, Malopetr, das Ergebnis der Wahl bekanntgab, ging am Haus die

Staatsflagge hoch. Die Musik spielte die Staatshymne und die Artillerie feuerte 21 Schüsse ab. Die Wahl wurde dann unterbrochen. Ministerpräsident Syrovak begab sich in die Wohnung des neu gewählten Präsidenten und ergrüßte ihn, sich zur Eidesleistung in das Abgeordnetenhaus zu begeben.

Um 12.15 Uhr begab sich der neu gewählte Präsident Dr. Hacha in Begleitung des Ministerpräsidenten Syrovak in das Abgeordnetenhause, um den Eid auf die Verfassung abzugeben. Beim Betreten des Abgeordnetenhauses wurde der neue Präsident mit großem Jubel begrüßt.

Dr. Hacha leitete dann den Eid auf die Verfassung. Der Vorsitzende des Abgeordnetenhauses Malopetr beglückwünschte den Präsidenten zu seiner Wahl und sprach die Hoffnung aus, daß der Staat unter seiner Führung und unter Mitarbeit der Landesregierungen eine bessere Zukunft haben werde.

Andere Regierungen noch immer totalisiert werden können.

Italienische Mobilmachung unter Leitung Mussolinis

Die italienische Mobilmachung unter der persönlichen Leitung des Duce, so betonte Ciano, habe am 27. September begonnen.

Durch diese Maßnahme, so unterstrich Ciano, sei der Bestand des Heeres in wenigen Stunden von 250.000 auf 550.000 Mann gebracht worden. Wenn die Entlohnung der Ereignisse es notwendig gemacht hätte, wäre der Apparat der Generalmobilmachung mit derselben Ruhe und Sicherheit in Kraft getreten.

Nach vorher bereits festgelegten Plänen sei die Luftwaffe in vier Staffeln mit entsprechenden Befehlshabern und Aufgabengebieten eingeteilt worden. Außerdem habe man für die Vorbereitung und Verwirklichung der Flugpläne, wo die einzelnen Abteilungen sich in Kriegsformationen konzentrieren sollten, gesorgt. Außerdem sei die Einberufung der notwendigen Ersatzmannschaften in die Wege geleitet worden.

Die Marine habe begonnen, die Mannschaften der Kreuzer, Torpedoboote und U-Boote aufzufüllen. Außerdem habe sie Vorkehrungen für die Verjüngung ferngelegener Flottenstützpunkte und der etwaigen Operationszonen getroffen. Gleichzeitig habe sie ihren komplizierten Beobachtungs- und Wachdienst aufgenommen.

Bei Tagesanbruch des 28. September seien 22 Minenschiffe, 14 Kreuzer, 114 Torpedoboote, 91 U-Boote, 337 Minenleger und kleinere Einheiten mit insgesamt 5123 Offizieren und 84.731 Unteroffizieren und Matrosen bereitgestellt, in Aktion zu treten.

Die Mobilmachung habe sich in so vollkommener Ordnung und Ruhe vollzogen, daß ihr wirklicher Umfang selbst den aufmerksamsten Beobachtern entgangen sei. Der militärische Apparat Italiens, den der Duce in allen Einzelheiten in 18jähriger unermüdlicher Arbeit geschaffen habe, habe in der Stunde der Gefahr einen nicht zu überschätzenden Grad von Wirksamkeit gezeigt.

Aber nicht nur mit den Waffen, sondern auch durch seine geistige Einheitlichkeit habe das gesamte italienische Volk an jedem Tage eine solche bürgerliche, politische und kriegerische Geistesart gezeigt, wie man sie kaum in einem anderen Lande wiederfinden dürfte.

Da man nun im Abstand der internationalen Presse und Politik nach der Krise, als mit der Furcht auch jedes Schamgefühl verloren gegangen sei, zu behaupten gewagt habe, der Duce sei bei der Durchführung seiner Politik auf Widerstand verschiedener Art gestoßen, müßte man für allemal betont werden, daß gewisse verleumdende, idiotische und lächerliche Klagen von Italienischer Seite für nötig erachtet wurden, und daß ihre Urheber besser daran täten, sich vor Augen zu halten,

daß das ganze italienische Volk bis zum letzten Mann ohne jeden Unterbruch und ohne jede Schwankung im September d. J. bereitgestanden habe, dem Befehl des Duce zu folgen. Das werde auch in Zukunft immer so sein.

Nach der Durchführung obiger Mobilmachungsmaßnahmen habe der Duce es für notwendig gehalten, die Grundlagen der politischen Verhältnisse, die in Berlin mit der größten Genauigkeit festzulegen und die militärischen Verbindungsorgane zu schaffen. Die großen Demonstrationen des Volkes hätten Ähnliches bereits getan, aber im Begriff gestanden, es zu tun. Deshalb sei für den Mittag des 29. Sept. eine Zusammenkunft in München vereinbart worden, an welcher der Reichsaußenminister von Ribbentrop, Ciano, selbst und General Keitel sowie die italienischen Generäle Vianini und Valle teilnehmen sollten.

Die Vorbereitungen für München

Diese Maßnahmen seien charakteristisch für den 27. September gewesen, der in erster Linie der militärischen Vorbereitung in jedem Sinne gewidmet gewesen sei. Die diplomatische Arbeit sei unterbrochen worden, da jeder weitere Verlust nutzlos erschienen habe, obwohl die Vorbereitung des Termins nicht bekannt gewesen sei, habe die Menschheit jede Minute auf den ersten Kanonenschuß gewartet. Auch die kurze Rundfunkansprache des englischen Premierministers habe keine neuen Hoffnungen aufkommen lassen. Ciano schilderte die Ereignisse des 28. September, an dem der englische Botschafter in Rom sich an den Duce wandte, damit er beim Führer eine nochmalige Erörterung des Problems erwirke. Als er, Ciano, dem Duce diese Mitteilung sofort in den Palast von Venezia gebracht habe, habe der Duce sich unverzüglich und persönlich mit dem italienischen Botschafter in Berlin, Altalico, verbunden lassen und ihm folgenden Auftrag gegeben:

„Bereiten Sie sich sofort zum Führer und erklären Sie unter Voranschauung, daß ich in jedem Fall mit ihm sein werde, daß ich ihm vorschlage, den Beginn der Operationen um 24 Stunden zu verschieben. In der Zwischenzeit werde ich nach Mitteln

und Wegen für eine Lösung des Problems suchen und Sie in Vorschlag bringen.“

Der italienische Botschafter habe sofort dem Führer ausgedrückt, der gerade eine Unterredung mit dem französischen Botschafter gehabt habe und habe von ihm die Zustimmung zum Vorschlag des Duce erhalten. Es sei kein Zweifel, so sagte Ciano hinzu, daß ein ähnlicher Vorschlag von irgendeiner anderen Seite beim Führer auf schroffe Ablehnung gestoßen wäre. Zwischen dem Duce und dem Führer sei es nun um die Zustimmung zum Vorschlag des Duce gekommen. Diesmal habe er einen konkreten Vorschlag zu einer Botschafter-Konferenz zur sofortigen Lösung der Angelegenheit gebracht.

Der Duce, der bereits die Antwort Hitlers auf den Vorschlag, den Beginn der Operationen um 24 Stunden zu verschieben, kennt, schickte, so erklärte Ciano weiter, durch Vermittlung des Botschafters eine zweite persönliche Botschaft an den Führer, die folgenden Inhalt hatte:

1. Danken Sie dem Führer, meine Einladung angenommen zu haben, die Mobilmachung um 24 Stunden zu verschieben.

2. Durch eine mit von Chamberlain gefasste Personaldepeche, womit er mir den Schritt bei Hitler vorschlug, ist mir der Text des Briefes bekannt, den Chamberlain heute, den 28., an Hitler gerichtet hat.

3. Dieser Brief, der vielleicht veröffentlicht wird und wonach ich Ihnen jedenfalls den Text gebe, enthält Vorschläge, die ich für annehmbar halte, und zwar Rückkehr Chamberlains nach Berlin, um das Problem in nicht mehr als sieben Tagen in Gegenwart der Tschechen und wenn Hitler es wünscht, auch der Franzosen und Italiener zu lösen. Italien ist natürlich bereit, teilzunehmen. Bin überzeugt, daß Hitler diesmal einen Erfolg erzielen werde, den ich vom konkreten Standpunkt wie vom Standpunkt des Prestiges in der Welt grandios zu nennen nicht zögere.

Am 15. Uhr telefoniert Botschafter Altalico, daß der Führer den Vorschlag annimmt, jedoch unter der grundsätzlichen Bedingung der Gegenwart des Duce als einziger Gewähr des Gelingens. Er überlasse dem Duce die Wahl, ob die Konferenz in München oder in Frankfurt stattfinden solle. Der Duce nimmt an und wählt München. Die Konferenz wird für 11 Uhr des folgenden Tages festgelegt. Um 18 Uhr fährt der Duce fort. Wie wurde eine Reise von der Welt mit größter Sorge und mit einem stimmigen Wunsche verfolgt wie diese, obwohl schon die Teilnahme des Duce jedem die größte Sicherheit des Erfolges gegeben hätte.

In Aufreiter erfolgte die Begegnung mit dem Führer. Während einer langen Unterredung politisch-militärischen Charakters im Kanzlerzug wird ein Punkt festgelegt, und zwar die Notwendigkeit, zu einem unmittelbaren Abschluß zu kommen und nicht zuzulassen,

daß sich die Konferenz in den unklaren Wendungen des Dialekts und der Prozedur verliert.

In München sind schon die Herren Chamberlain und Daladier eingetroffen. Die Konferenz beginnt. Das übrige ist bekannt. Es lohnt sich aber, noch einmal daran zu erinnern, daß es der Duce war, der den Meinungsaustrausch auf den praktischen Boden führte, indem er einen Vorschlag brachte, den die deutsche Regierung schon prinzipiell angenommen hatte und der mit Ausnahme der unvermeidlichen Hinderung der Form als endgültige Lösung angenommen wurde. Es ist ebenfalls der Duce gewesen, der die Diskussion der politischen und ungarischen Minderheiten auf den Plan brachte und die sofortige Bildung der exekutiven Kommission vorschlug, die sich nachträglich bei der Infratragung der Uebereinkommen als höchst nützlich erwies. Die Streitfrage, die seit Jahren Gegenstand von Studien und Polemik war, die umsonst Gerichte und Staatsmänner ermüdet hatte und die den Frieden Europas lange Monate auf Spiel setzte, war gelöst worden. Nach dem nur 12stündigen Aufenthalt in München konnte der Duce am selben Abend, zum Beifall des deutschen Volkes begrüßt, nach Italien zurückfahren.

Die Achse ein sicheres und mächtiges Instrument

Genau ein Jahr vorher sagte der Duce auf dem Berliner Reichstag:

„Der Faschismus hat seine Ethik, der er treu zu bleiben gedenkt, und die auch meine persönliche Moral ist, und zwar offen und klar sprechen, und wenn man Freund ist, bis zum Ende zusammenzuarbeiten.“

Dieses Prinzip der politischen Ethik ist es gewesen, das aus der Achse ein sicheres und mächtiges Instrument gemacht hat, das kein Gewicht in entscheidenden Momenten verliert. In München bedeutet nicht nur die Lösung einer vorübergehenden Krise, sondern hat einen viel weiteren politischen Wert, den zu ermessen heute vielleicht noch zu früh ist. In München wird nicht nur Deutschlands nationale Rechte gegenüber den subversiven Versuchen wiederhergestellt werden, in München ist nicht nur das italienische Prestige durch das Werk des Duce und durch die Haltung des Volkes riesenhaft vergrößert worden, sondern viele Tausende, Lehren und Institutionen sind von diesem so außerordentlichen Ereignis stark beeinflusst worden und werden noch mehr beeinflusst werden.

Unter dem Gesichtspunkt von München müssen auch die nachfolgenden Ereignisse in Europa betrachtet werden. Die Spannung zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei war sehr stark geworden und erlangte einen belagerten Charakter, als die Achse in die Lage versetzt wurde, dem Frieden einen neuen Dienst zu erweisen.

Keine Diskussion über die Grenze der Karpatho-Ukraine

In Wien ist das von beiden Ländern der Achse im Geiste voller Solidarität und vollem Verständnis getrieben worden. Auch bei den darauf folgenden Ereignissen in der Karpatho-Ukraine bestand eine absolute Identität der Gesichtspunkte, was auch immer die Presse Gegenteiliges gesagt haben mag. Italien und Deutschland sind — unter Zustimmung der Interessierten — der Meinung gewesen, daß eine Grenze, die vor 20 Tagen festgelegt und feierlich angenommen wurde, nicht wieder zur Diskussion gestellt werden könne. Der Schiedsspruch ist die Frucht einer gerühmten Prüfung und ist von Grundtönen fester Unparteilichkeit diktiert worden.

Die Entwicklung der europäischen Lage nach München und Wien erlaube die Feststellung einer Aufhellung am politischen Horizont. Wir erinnern dabei in diesem Zusammenhang in erster Linie an das unglückliche Infratreten des Duce, der die politischen

Beziehungen Italiens und Großbritanniens

auf einen Boden fester und freundschaftlicher Zusammenarbeit bringt. Die englisch-italienischen Vereinbarungen, die mit dem Namen und dem Werk von Neville Chamberlain, Lord Halifax und Lord Berth so eng verbunden sind, stellen keineswegs nur eine Rückkehr zur traditionellen Freundschaft dar, wie sie in früheren Zeiten aufgeführt wurde. Sie sind vielmehr eine Gesamtheit von Vereinbarungen unter Berücksichtigung der neuen Tatsachen in Europa, im Mittelmeer und in Afrika auf der Basis der absoluten moralischen, politischen und militärischen Parität, die die Beziehungen zwischen den beiden Imperien regelt. Das Infratreten des Duce hat einen tatsächlichen und konkreten Beitrag zur Festigung des Friedens geleistet. Das Ideal eines geeinigten, gerühmten, freierlichen Italiens, das sein Imperium erobert, das den Willen der Wideraufbauung zeigt, das von Rom aus den Weg des Wideraufbaus weist, hat das Leben unserer großen Männer und das Sterben unserer Helden verklärt. Dieses Ideal ist von uns übernommen und unter dem Duce zu einer unerschütterlichen Realität am Macht und Gerechtigkeit geworden.

Diese Schlussfolgerungen des italienischen Außenministers Graf Ciano werden vom ganzen Volk mit nicht endenden minutenlangen Ovationen aufgenommen.

Mit dieser Rundgebung schloß die Kammer ihre Eröffnungssitzung und vertagte sich auf Donnerstagnachmittag.

Nach Schluß der feierlichen Eröffnungssitzung der voraussichtlich letzten Session der gegenwärtigen Kammer marschierten die Abgeordneten geschlossen zur Piazza Venezia, um dem Duce des Faschismus neue Huldigungsfestsetzungen zu bereiten. Mussolini dankte durch wiederholtes Erscheinen auf dem geschlossenen Balkon des Palazzo Venezia.

Niederlage des französischen Marxismus

Mißerfolg der Generallstreikparole der Gewerkschaften / Alle öffentlichen Betriebe arbeiteten in vollem Umfange / Nur kleine Teilstreiks bei der Privatwirtschaft / Verhaftung von Streikhebern / Paris unter militärischem Schutz

Paris, 30. Nov. In Paris setzte heute, am Tage des großmütigen angeführten Generalstreiks, in den frühen Morgenstunden der Strom der zu den Arbeitsplätzen eilenden Arbeiter und Angestellten ein. Es löst sich bisher noch nicht überleben, bis zu welchem Maße die Arbeitsaufnahme erfolgt sind.

Die ermahnte Stadt steht im Zeichen der energischen Vorkehrungsmaßnahmen der Regierung zur Verhinderung des Streiks. Polizei, Mobilgarde und Militär zu Pferde, zu Fuß, auf Häusern und auf Kraftfahrzeugen sind aufgestellt, um die Ordnung zu sichern und das Funktionieren der öffentlichen Dienste zu gewährleisten.

Die Bahnhöfe und lebenswichtigen Betriebe sind von Polizei, Mobilgarde oder Militär besetzt; ferner durchziehen Streifen des Ordnungsdienstes die Straßen. Die nach Paris führenden großen Zufahrtsstraßen sind von hartem Aufgebot der Mobilgarde bewacht, auch auf den Brücken steht man Patrouillen.

Paris macht sonst einen ruhigen Eindruck. Die Straßen sind wie gewöhnlich beleuchtet, die Straßenreinigung ist im Gange, die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln ist gesichert.

Der Verkehr der Untergrundbahn ist mit leichter Verspätung zu 80 Prozent, der Verkehr der Autobusse und der der Eisenbahn in vollem Umfange in Paris und, soweit aus den Provinzen Nachrichten vorliegen, auch dort zum größten Teil aufgenommen worden.

Sämtliche Bahnhöfe sind stark bewacht. Infanterie mit Stahlhelm und aufgepflanztem Seitengewehr patrouilliert unaufhörlich vor den Eingängen auf und ab. Innerhalb der Bahnhöfe befinden sich militärische Wachkommandos. Die Züge verkehren schiffsplanmäßig. Post, Telefon, Telegraph und Rundfunk funktionieren. Nur vereinzelte geringfügige Zwischenfälle haben sich bis-

her abgepielt. So hat ein Versuch zur Behebung eines Untergrundbahnstopps durch Arbeitsunmüdigkeit stattgefunden. Er wurde jedoch sofort von der Polizei unterbunden.

Dem „Journal“ zufolge hat Leon Blum unter Zustimmung der sozialdemokratischen Kammergruppe als „Repressalie“ gegen die Requisitionen der Regierung den sozialdemokratischen Stadterordneten den Befehl erteilt, am heutigen Mittwoch die Kathädräen und Bürgermeisterämter zu schließen, um so die städtischen Angestellten an der Befolgung der Requisitionen zu hindern.

Infolge dessen würde in den Städten und Gemeinden mit sozialdemokratischer Stadterwaltung nicht einmal der Betrieb der Ständesämter funktionieren.

Überall das gewohnte Bild

Der marxistisch-kommunistische Gewerkschaftsverband hat am Mittwoch in ganz Frankreich eine Schlappe erlitten, wie er sie wahrscheinlich nicht hat träumen lassen. Der Generalstreikbefehl ist sowohl in Paris als auch in der Provinz nur von einem ganz geringen Bruchteil der angestellten Verbände befolgt worden, wobei das ganze Land am Mittwoch ein anderes Bild kaum verändert hat.

Wenn man nicht in den Hauptstraßen der Stadt, auf den Bahnhöfen und vor den öffentlichen Gebäuden einen verstärkten Sicherheitsdienst feststellt, könnte man annehmen, daß sich gegenüber anderen Tagen nichts verändert hat. Paris selbst bietet um die Mittagszeit das übliche Bild der Großstadt. Autobusse und Untergrundbahn verkehren völlig normal. Der Ausfall einiger Autodienstleistungen ändert nichts an dem gewohnten Straßenbild. Sämtliche öffentlichen Dienste, wie Post, Telefon

und Telegraf, Straßenreinigung und Müllabfuhr, funktionieren regelmäßig. Der Eisenbahnverkehr hat seine Unterbrechung erlitten. Alle Angestellten und Arbeiter der nationalen Eisenbahngesellschaft sind auf ihrem Posten, und der Dienst ist bisher mit solcher Sorgfalt durchgeführt worden, daß sich der Minister für öffentliche Arbeiten, de Monzie, veranlaßt gesehen hat, den Beamten seinen persönlichen Dank und seine Anerkennung auszusprechen.

In der Metallindustrie von Paris und Umgebung sind nur 25 Prozent der Arbeiter der Streikparole gefolgt. Die Pariser Bevölkerung verlor den Streik nur in dem Teil, der die eingeschränkte Aufmerksamkeit der Zeitungen.

Nach den um die Mittagszeit in Paris vorliegenden Meldungen aus der Provinz, herrscht auch dort überall Ruhe. Die Streikbeteiligung ist sehr gering. Lediglich in Marseille kam es zu kleineren Zwischenfällen, die die Polizei zum Eingreifen veranlaßte. Hierbei wurden 12 Verhaftungen vorgenommen. Unter den Beteiligten befinden sich auch der Generalsekretär der Angestellten eines Schlachtereibetriebes, Straßenbahner, die in früher Morgenstunden verhaftet wurden, die sollen zu befehlen, wurden von der Polizei zerstreut. In Toulouse herrscht vollkommene Ruhe. Mit Ausnahme der Straßenbahn wird fast überall der öffentliche Verkehr reibungslos abgewickelt. Das gleiche gilt auch für Bannone, wo man insgesamt nur 640 Streikende für das ganze Arrondissement zählt. Straßenbahn und Autobus verkehren wie üblich. Aus Belfort wird gemeldet, daß in der dortigen Metallindustrie 75 Prozent der Arbeiter dem Streikbefehl keine Folge geleistet haben. In Nordfrankreich wird ebenfalls überall gearbeitet. Aus Clermont-Ferrand,

HaiKaland es gefan?

Roman von Rudolf Utsch
Copyright by Köhler & Co., Berlin-Schmargendorf
(Nachdruck verboten)

11. Fortsetzung

„Konnte Euch denn niemand das Geld leihen?“
„Ich leih mir kein Geld. Ich kann net pumpen, hab's im Leben noch net getan. Sie sollten warten mit der Schuld bis nach der Ernte. Aber sie wollten's net! Der Deibel hole sie!“

„Wenn ich Euch aber das Geld leihen könnte, Vater Henlog, — würdet Ihr es dann annehmen?“
Nach diesen Worten Erich Kaland trat in der Küche eine große Stille ein. Aller Augen richteten sich erstaunt auf Kaland. Der lächelte ein wenig. Nach einer Weile meinte Peter Henlog:

„Du, Erich? — Du, wenn du —“
„Es ist doch eigentlich eine Selbstverständlichkeit, Vater Henlog. Einem alten Freund muß man in der Not beistehen können. Ihr könnt es mir ja in besseren Zeiten allmählich zurückzahlen. In den nächsten Jahren werde ich den Betrag nicht vermissen. Einen Schuldschein und Zins will ich nicht.“

„Bist du gewiss, Erich, ist das wahrhaftig dein Ernst?“
„Na, Vater Henlog, ich will doch in dieser Stunde mit Euch keinen Scherz treiben! Und was bedeutet mir 400 Mark? Sie machen mich nicht ärmer und nicht reicher, Euch helfen sie —“

„Sapperlotter, du wärst wahrhaftig —“
Da zog Erich Kaland die Brieftasche aus und warf vier 100-Mark-Scheine auf den Küchentisch.

„Da liegt's, Vater Henlog!“
„Sachtemer! — knurrte der Alte, die gerundeten Augen auf das Geld gerichtet.

„Genügt das?“
„Wie Wetter, Erich, ich weiß net —“

„Nun mach' keine Umstände, Vater Henlog! Nehmt Euch das Geld und holt den Dachs wieder!“

Das Gesicht des Bauern strahlte vor Freude.

„Du schlagst mit einer lang hin! Na, so was! Marie, was legte du? So'n Kral, der Erich! Wirkt mir da 400 Mark auf den Tisch, als ob's Zeitungsjahres wären. Was meinte, Marie, vom Erich kann ich's doch —“

„Vater Henlog, nun beleibst dich nicht!“ verfehlte Erich Kaland ernst und drohend und doch mit einem Anflug von Heiterkeit. „Keine Beleidigung, Vater Henlog!“

„Erich, da weiß ich net, wie ich dir danken soll — Setze mir Himmel, ich weiß wahrhaftig net!“ Er nahm die Banknoten in seine schweren Arbeits Hände und betrachtete sie liebedeul.

„Holt Euch Euer Vieh zurück, Vater Henlog!“
„Bei Gott, das tue ich sofort!“

„Wir wollen zuerst essen, Vadder,“ sagte die Marie.

„Na, keine Minute länger behält's der Gerichts-vollzieher!“ Damit rannte der Alte, die Banknoten in die Holentasche schiebend, hinaus. Doch vor dem Hause machte er wieder kehrt und kam zurück.

„Erich, bleibst noch was hier? Ich bin gleich wieder da!“ Dann wandte er sich an seine Tochter: „Marie, hol den besten Schinken aus der Herd, auch Würst! Der Erich muß mit uns zu Mittag essen. Nicht, Erich? Und wenn er Eier lieber mag, Marie —“

Er lief wieder hinaus, laut schlugen seine Stiefel auf das Holpflaster. Neben der Schürer begegnete er seinem Sohn Karl.

„Karl, allemal! Wir holen den Dachs wieder! Du bleib doch net stehn wie'n Holzstumpf! Komm mit!“

Vater und Sohn liefen über die Landstraße nach Dingelheim. Dem Alten ging fast die Puste aus, er schwigte und leuchtete. Der Dachs stand schon vor dem Gasthaus. „Zur Krone“, man hatte ihn gerade an einen der Obstbäume gebunden, die gleich neben dem Hause waren. Als der Dachs seinen Herrn wieder sah, brüllte er laut.

„Mach' ihn los, Karl!“ befahl der Bauer seinem Sohn. „Mit dem Gerichtsvollzieher regle ich.“

Im Wirtszimmer warf er dem Beamten das Geld auf den Tisch, ohne ein Wort zu sagen.

„Nanu, wo haben Sie denn auf einmal das Geld her, Herr Henlog?“

„Nun ich das Ihnen verraten?“

„Nein, das nicht —“

„Allo, bittel! Halten Sie ab, was Sie haben müssen. Sonst haben wir beide ja mittamen nichts zu tun. Gott sei Dank!“

Peter Henlog erhielt noch zwölf Mark zurück. Er gah sich einen großen Schnaps in eine kleine Flasche, schob das übrige Geld in die Westentasche und ging ohne Gruß hinaus.

Augen nicht. Sie war mit ihrer Familie und dem Hof zu sehr vernachlässigt, sie konnte sich nicht davon trennen. Und ihre Pflichten beanspruchten fast jede Stunde ihrer Zeit. Die Bauernburgen wußten, daß die Marie keine große Wirtin und kein reiches Erbe zu erwarten hatte, aber sie wußten auch, daß dieses Mädchen einen anderen Reichtum in den Händen trug. Vater Henlog sagte selbst: „Wer meine Marie hier zur Frau kriegt, der ist wahrhaftig net betrogen, der weiß, was er hat —“ Und niemand im Dorf wagte daran zu zweifeln.

Erich Kaland hatte sich auf eine Bank hinter dem Küchentisch gesetzt und gab der Marie acht, wie sie hurtig in der Küche hin und her ging und für den Mittagstisch sorgte. Als sie in die Stube lief, um dort den Tisch zu decken, fragte er:

„Eh! Ihr seht in der Stube, Marie?“

„Na, Erich, wir essen immer noch in der Küche. Aber weil du heute unser Gast bist —“

„Nun mach' dir keine Umstände, Marie! Ich habe früher immer hier in der Küche gegessen und ich will das auch heute tun.“

„Ach, es sind doch keine Umstände! In der Stube ist's gemütlicher und kühler —“

„Bitte, Marie! Laß mich hier in der Küche mit euch essen! Was hast du gefolgt?“

„Nur Erbsenuppe mit Speck. Weißt du, Erich, im Sommer haben wir ja wenig Zeit, da muß man schon sehen, wie man möglichst schnell zurechtkommt.“

„Erbsen mit Speck! Das ist ein Göttermahl für mich! Das hab ich gut angetroffen!“

„Ist das wirklich gern? Ich kann dir sonst —“

„Nein, nur nicht! Ich habe einen Mordshunger auf Erbsen mit Speck! Das habe ich wirklich gut erwischt heute. Nun mach' dir meinestwegen keine besonderen Mühen mehr!“

Dann dachte er: Wie ich doch die Menschen nach meiner Art verändere! Er konnte sich die Marie noch ganz gut vorstellen, wie sie jeden Morgen nach Dingelheim in die Schule ging. Damals war sie ein überaus schlankes, fast mageres Kind mit dünnen blonden Zöpfen. In jener Zeit kümmerte er sich nicht um sie. Sie war ein schüchternes, flüchliches, fast scheues Kind — er ein ziemlich toller Geck und sein Freund Richard ihr Bruder, war's nicht minder. Die Marie war nur da eine Rolle spielte sie nicht; sie war bei den Spielen nur ein kleiner und unbedeutender Zuschauer den man nicht beachtete. Und doch sah er auch immer die Marie vor seinem geistigen Auge, wenn er an seine Jugendzeit zurückdachte. Einmal half er seinem Freund beim Birnen-

pflücken hinter dem Hause im Garten. Da brach ein Ast und er stürzte aus beträchtlicher Höhe ab. Die Marie war als erste an seiner Seite. Welch maßloser Schrecken stand damals in ihrem Gesicht!

„Ist der alte Birnbaum noch im Garten?“ fragte er.

„Nein, Erich, er ist schon lange nicht mehr da.“

„Ach, schade! Weshalb hast du ihn umgehauen?“

„Er nahm dem Garten zuviel Sonne fort, Erich.“

„Weißt du noch, Marie —?“ Er lächelte.

„Ich weiß es noch gut. Wie ein Loter bliesst du unter dem Baum liegen. Ganz blau warst du im Gesicht und konntest keine Luft mehr kriegen. Und die Nase blutete dir schrecklich!“

Erich Kaland hatte das Bedürfnis zu sprechen; er wollte immer wieder einklinkende Gedanken bannen. Nur nicht über Dinge nachgrübeln, die mit Frau Dorn zusammenhängen; sie waren zu aufregend und man verlor das gute Gefühl. In dieser einfachen Bauernküche fühlte er sich wohl. Hier hatte er ja auch früher oft gegessen. Jedes Ding, das sich ihm darbot, kam ihm vertraut vor. Eine Bauernküche ist konservativ und hält am Hergebrachten. Und immer wieder ruhten seine Augen auf der Marie. Wie leicht und geschickt sie am Herd hantierte, wie ging ihr die Arbeit so flink von der Hand! Ja, sie ist ein hübsches Mädchen geworden. Wie rein und schattenlos noch ihr Gesicht ist!

„Ich mach's nun so, wie's immer ist,“ sagte sie und warf einen prüfenden Blick auf den gedeckten Tisch.

„Das ist recht,“ erwiderte er, „ich will's genau so haben, wie's früher war. Nicht besser und nicht schlechter. Ich hab früher nirgends mit so ausgezeichnetem Appetit wie hier.“

„Früher, Erich —“ Und nun ließ sie die Hände ruhen und setzte sich ihm gegenüber auf einen der plumpen Küchentische aus Eichenholz. Sie erzählte mit ihrer angenehmen und ruhigen Stimme aus vergangenen Zeiten, als Erichs Mutter noch lebte und auch der Vater noch war. Und wieder lautete er ihr mit derselben Anbrunst wie bei seinem ersten Besuch, wieder pochte die Heimat an sein Herz. Ihre Worte woben verbindende Fäden zwischen ihm und dem Boden, auf dem er geboren. Und wie ein heiliger Balsam wirkte ihre Erzählung auf ihn. Es fühlte sich auf einmal besser und glücklicher. Groß und Bitternis, die seit seiner Ankunft in seiner Seele schmerzhaft nagten, schwanden; die schönen Erinnerungen aus einer glücklichen Jugendzeit bekehrten ihn. Die hatte leuchtende Augen bekommen und der junge Mund lagte oft in dem schmalen, gebräunten Gesicht. —

(Fortsetzung folgt.)

bevorzugt Schnellstens
Buchhandlung Koethers & Röttches
Hermann-Göring-Straße 8 — neben dem Postamt.

beordert schnellstens
Buchhandlung Koethers & Röttches
Hermann-Böring-Straße 8 — neben dem Postamt.

»Am Herdfeuer«

Wenn zwei dasselbe tun...

„Wenn zwei dasselbe tun — so ist es nicht dasselbe!“
Wenn zwei Schüler diesen atavistischen Satz voller Weisheit und Unförmigkeit, voller Ernst und Ironie — je nachdem! — im Griechischen befragen, dann ist es meist dasselbe, was sie sagen, obwohl sie beide deutlich und nicht nur in der Schule bei grauer Theorie, sondern auch im Leben werden die beiden — je nachdem! — in der Praxis mit Freude oder Wehmut feststellen: „Wenn zwei dasselbe tun, tun sie doch nicht dasselbe!“

Wollen wir einmal alle Philosophie und alle Pädagogik aus dem Spiel nehmen und uns einmal einen Mann heraus, der etwas tut, einen Schmied zum Beispiel. Er steht am Anvil, er bläst das Feuer an, er schwingt den Hammer. Das ist der eine. Und der andere, das ist der Mann auf dem Bild. Eine Phantasiegestalt des Künstlers. In unserem Falle schmiedet dieser andere, der doch eigentlich genau dasselbe tun sollte wie ein wirklicher Schmied, eine deutsche Briefmarke. Beide, der wirkliche und der gemalte Schmied, tun auch scheinbar dasselbe. Oder nicht? Offenbar doch. Aber ein kleiner Unterschied ist dabei. Der Schmied auf der Marke schwingt den Hammer in der Linken, während das ein Schmied aus Fleisch und Blut nicht, falls er linkschänder sein sollte, nur in Sonderfällen tut, die als Tapus fester nicht anerkannt sind. Ferner hat der Schmied auf der Marke die Hemdsärmel nach außen aufgerollt, das tut kein wirklicher Schmied, sondern der rollt sie, damit sein Rücken hinten und den Mann gefährden kann, hübsch nach innen auf. Beide Männer tun wohl doch nicht dasselbe. Der eine (auf der Marke) tut nur so, als ob er ein Schmied sei. Er ist in Wirklichkeit ein entseelterer Schmied. Wer tut das, kann aus der darstellenden Kunst eine ganze Menge solcher Unrichtigkeiten klauen. Es scheint fast, als ob es etwas ungewöhnlich sei, auf Schmieden aller Art die handwerkliche oder künstlerische Tätigkeit eines Menschen darzustellen zu finden. Und das ist nicht so. Arnold Böcklin hat ein berühmtes Bild gemalt, auf dem er selbst vor der Staffelei steht und malt. Der Böcklin auf dem Bild tut also genau dasselbe wie der lebende Böcklin. Und ähnliche Bilder von anderen Künstlern gibt es in großer Zahl.

Eine andere reizende Doublette: Mutti schiebt den Kinderwagen, und neben ihr geht hals das Töchterchen und fährt im Puppenwagen ihr „Bab“ spazieren. Beide, Mutti und Töchterchen, kommen mit ihren Wagen an

einem Berliner Denkmal vorbei, das an eine andere Stelle transportiert werden soll. Eine der Denkmalsfiguren ist ein Schmied, der ein Schwert schmiedet — und unter ihm steht in der gleichen Haltung, gleichsam wie sein lebendes Vorbild, ein Arbeiter und schlägt mit dem Hammer auf Eisenwerk. Oben der Siegfried, unten der Arbeiter von heute. Beide tun nicht — hier wollen wir den Satz einmal anders fassen — dasselbe — und dennoch tun sie dasselbe. Beide schaffen sie für Ehre, Freiheit und Vaterland.



Ein hübsches Bild von den Arbeiten zur Umgestaltung der Reichshauptstadt. (Weltbild)

Ein Schritt näher

Christian Rad war mit Peko unterwegs, um noch vor dem Einbruch der Nacht in Santa Maria zu sein. Es war ein schwerer und oftmals sehr gefährlicher Weg, der von Ramos in das Innere des Landes führte. Vor einigen Tagen noch waren sie Ochsenkarren der Indianer begeben, aber heute hatten sie nur ein halbes Dutzend Menschen begleitet. Rad kamen manchmal Gedanken der Unsicherheit und des Zweifels darüber, ob sie wohl den richtigen Weg hatten. Aber Peko war schweigend und schüttelte nur den Kopf. Oder er sprach viel und eifrig überzeugende Worte. Peko mußte es doch wissen; Rad konnte den jungen Menschen nun schon seit fast einem halben Jahr, und sie hatten zusammen im Hafen ein kleines Stüchchen Geld verdient. Aber vor einigen Wochen waren Peko einige Körbe mit guten Waren in die Hände gefallen, die ein Händler billig veräußert hatte. Er mußte Rad zu überreden, damit auf Handel nach Santa Maria aussauehen; in dieser Ummantelung, übrigens ein ansehnliches Dorf, würden sie die Sache um klingende Münze vorteilhaft loswerden. Da auch Peko seinen Anteil besaß, legte Rad seinen Teil getreulich zu. Bald nachdem sie auf dem Marische waren, hatte Peko das Unglück, in eine Giftkiste zu treten, oder war es ein Getier, das er nicht rechtzeitig gesehen hatte, er wußte es nicht. Er dachte, und so mußte Rad die Last — wenn sie nicht einen Ochsenkarren fanden, der sie ein Stück mitnahm — allein tragen. Unwillkürlich warf Rad auf seinen Kameraden manchmal Seitenblick, verhöhnte und grübelte, aber Peko hatte ein beinahe mildes Lächeln im Gesicht. Und dann — er hatte ja immer redlich gearbeitet, sogar dann, als Rad eine größere Summe verdiente, allem, die ihm ganz gefiel.

Der Rio des Macacos kam jetzt unter dem dichten Geäst des südmexikanischen Urwaldes hervor.

Eine Erzählung aus dem Urwald von Franz Friedrich.

„Wir haben nicht mehr weit, amico“, sagte Peko, und „per los Dios, das ich so unfähig bin, zu tragen!“
Was es die Hitze, die die beiden ermüdet hatte, der lange Weg, die große Last, die Christian trug, Peko war zuerst dafür, daß eine Last nicht laden könne. Morgen würde dann der Rest des Weges leicht zu erobern sein. Sie waren nun bis zu einer Stelle gekommen, wo das Ufer des gefährlichen Flusses ein wenig berauhig. Auch gab es hier furchtbare Wälder mit einem Schattengewächs gemischt, deren Laub riesenhafte und schattenpendelnde war. Die beiden Kameraden setzten sich unter einen solchen Baum. Ein Strich Rebhühner floh aufgeschreckt über den Wipfel. Es mußte ein Sampt in der Nähe sein. Bald kam die Nacht; eine unerhörte, süßliche, tropische Nacht. Peko hatte ein Huhn erlegt und dieses gut und reich auf einem kleinen Feuerchen gebraten.

„Es ist so schön, wenn man einander vertraut“, sagte er, während er Rad die größere Hälfte überließ.

„Ja“, sah Rad zurück, „wir kommen in der Welt rascher weiter, wenn sich die Menschen einander helfen.“

„Man muß sein Vertrauen aber auch nicht einbüßen. Besonders in diesen gefährlichen Gegenden. Ich kenne den Affenfluß. Es gibt hier freilebende Indianer. Leicht kann ein Vieh aus dem Dickicht kommen. Da, amico“, sagte Peko offen, „nimme meinen Geldbeutel. Es sind Goldstücke darin. Vielleicht sind sie bei dir sicherer aufgehoben!“

„Ganz im Gegenteil“, Peko“, sagte Rad, „dein Vertrauen freut mich. Aber du bist der bessere Käufer und der leichtere Schläfer. Bevor du mich gewacht haben kannst, wenn uns Gefahr droht, kannst du schon in Sicherheit sein. Auch bist du der bessere Kletterer. Wir haben

„Eintritt verboten!“
Zista hat alles verpaßt und er darf kommen. Sans trägt die Uniform und spricht vom vergangenen Abend. Man habe den Keller wieder begutachtet und fröhlich getanzt. Das Bröter auffallend viel mit Matilde getanzt hat, will er nicht erwähnen, aber er macht sich darüber Gedanken. Er denkt an den Morgen, da Pitt auf das Feld kam und Lucie und ihn in sein Haus schauen ließ. Wie steht es mit Lucies Vater und Tante?

„Du kamst recht spät, Sans.“
„Um Mitternacht, Mutter. Was könnte ich Lucie zum Feste schenken?“

Zista schenkt gern, und sie antwortet Sans, Schenken sei eine Kunst. Man könne es gut meinen und doch viel verderben. „Wie mit dem Glauben ist“, Sans. Mancher meint, einem anderen den eigenen Glauben aufdrängen zu müssen, und kommt schließlich bei ihm an, weil er selbst ein besseres hat. Du darfst einem Menschen nichts schenken, was seinem Wesen widerspricht. Du magst es gut meinen, und doch ist es falsch.“

Sans legt sich zu ihm an den Tisch und nicht einig. „Das habe ich mir auch schon gesagt.“ Er schüttelt den Kopf. „So viel hat du noch?“

Zista ist ehrlich erkrankt und froh über alles. Zwölf Taler hatte er ihm gegeben, als er Soldat wurde. Nur zwei hat er in den Monaten im Dienste des Königs verbraucht.

„Du müßtest Lucie nach ihren Wünschen ausbilden“, sagt Zista. „Wenn du es vorziehst anständig, merkt sie es nicht. Ein gutes Buch, Sans?“

„Dachte ich schon, doch es ist nicht genug.“

„Dazu einen Ring?“

„Ich weiß nicht recht, Mutter. Lucie trägt einen Ring als Andenken an ihre Mutter. Schmutz trägt Lucie nicht.“

„Ja, sie ist einfach. Sie trägt ihr geschmackvoll, ohne zu prunken. Vielleicht eine Uhr?“

„Wahrscheinlich brauchen wir“, ein Mann berichtet ihn an. „Stell dich nicht immer so naiv an, wenn ich komme. Du kennst mich schon lange und machst noch Selbsttadel!“

Waldi verkommt. Dann raschelt es unter der Tür. Der Zeitungsbote hat das Kreischblatt herunter gebracht. Sans hat es herein. Vielleicht bietet der Christmarkt das Gezeichnete an. Sans blättert flüchtig und reißt der Mutter das Blatt. „Ihr habt mehr Erfahrung. Helft mir doch wählen.“

Zista legt das Blatt auf den Tisch und beugt sich darüber. Ihre Blinde überläßt die ersten Meldungen. Dann karrt sie entsetzt auf. „Was ist das?“

Ein, zwei, drei Sekunden liegt Zistas Puls aus. Kurz darauf ringt sie nach Atem. Sie preßt die Rechte auf das erregte schwebende Herz. Ihre Augen sind groß auf die

Welt ein halbes Jahr zusammen gearbeitet und zusammen ein schönes Stück Geld verdient. Und ich will — das weißt du — bald wieder in meine Heimat zurückkehren!“

„Das kann ich verstehen. Aber Deutschland ist weit!“ Willst du wirklich deinen Plan durchführen?“

„Ganz bestimmt! Noch einige lo gute Geschäfte, und ich habe das Geld beisammen!“

„Dein Wort überzeuht mich! Gut! Ich nehme das Geld, das ich in diesem Beutel habe, wieder zurück. Aber meines nicht!“

Er sah, wie Christian das Geld in seinem ledernen Beutel unter der Bluse hervorgeholt hatte, und er wehrte es ihm ab, als er es ihm anbot. „Nimm es nur zu dir, es wird sicher nichts geschehen! Und nun wollen wir schlafen! Es ist spät!“

Sie breiteten die Decken aus. Sie standen noch vor ihnen, als Peko sagte: „Auf welcher Seite willst du liegen?“

„Natürlich wo du willst! Vielleicht auf dieser!“

„Nein“, sagte Peko. „Hier liegt du dem Fluße zu nahe, du bist das Klima nicht gewöhnt. Es könnte dir Schaden tun. Nimm lieber den anderen Platz, der gegen den Wald zu liegt!“

„Wie du willst“, sagte Christian. Dann legten sie sich nieder. Christian hörte noch — schon im Halbschlummer — die Stimmen der Tiere aus dem Urwald schwärmen. Und einmal das Gedrüll eines streifenden Jaguars. Er mußte dämmend im Vorfeld nach an die Weite der Anden an Quaraquar denken, deren Spitze so gefährlich war.

Aber auch Peko hatte den Jaguar gehört. Er richtete sich langsam hoch. Er beugte sich über Christian. Ein Lachen versagte sein Gesicht. „Völlig richtig ist die Augen auf. Ueber Rad liegt eine imaragadüne große Spinne von einem Aff. Peko erlachte. Er kannte dieses furchtbare Tier. Schon würde es in seinen Händen. Da fiel sein Blick auf die Goldstücke, die Rad in seinem Beutel trug. Mit einem leichten Griff hatte er das Gold an sich genommen. Dann lag er noch auf die Spinne. Sie hing regungslos über dem schlafenden Christian. „Es ist besser, ich gehe allein!“ murmelte Peko. „Die Gelegenheit gibt sich zu erkennen, man soll niemals so eine Summe des Schicksals überleben!“

Peko rückte wieder ab. Er schlief.

Ein sonderbares Geraschen, wie das eines schnüffelnden Schweines, wurde laut.

„Wien es?“ rief Christian, halb im Schlaf. „Wer ist da?“

„Nichts regte sich. — Aber plötzlich rief ihn ein dumpfes wildes Lärmen aus dem Schlaf. Dann ein einzelner Schrei. Rad sprang auf. Er wendete sich um. Von Peko war nichts zu sehen. Der Platz nebenan war leer.“

„Simmel!“ schrie Rad, indem er einen kleinen Revolver aus der Tasche zog — da — eine rüttliche Spur im gelben Sand — zum Ufer hinab — er lief der Spur nach — da sah er noch, wie ein mächtiger Kaiman einen Körper unter das Wasser zog. Rad schloß einmal, aber die Wellen bewegten sich nicht, der Kaiman aus dem Affenfluß hatte sein Opfer gefunden. Verfürt und ergriffen stand Rad. Immerzu mußte er denken, wenn er an dieser Stelle gelegen hätte, einen Schritt näher dem Fluß... Aber Peko hatte es nicht gewollt, unter seinen Umständen. Wenn also er... In der ganz hellblauen Dämmerung ließ sein Fuß an einen Gegenstand. Er blickte sich. Es war ein Lederbeutel. Der Riemen mußte gerissen sein. Als er ihn näher anfaß, griff er erschrocken nach seiner Brust — es war sein Lederbeutel, und in seinem Lederbeutel lag auch das Geld des verräterischen Freunds! Voll Bitterkeit blieb Rad eine lange Weile in Gedanken verfunken stehen. Einen Schritt näher, dachte er nur, und er dachte ernst über den Rächer, der wie eine geheimnisvolle Nacht über uns Menschen lebt.

Buntes Allerlei

Das Miesel.

Die Miesel sind die größten Jäger der Tierwelt. Ein Miesel liebt sich nicht, ein Tier anzugreifen, das viel größer ist als es selber. Aber der Landmann weiß das Miesel oft zu schaden, weil es ganze Kolonien von Ratten und Mäusen vernichtet. Ein Miesel, das in eine Scheune voller Weizen kam, hat die Weizenkörner vor der Vernichtung gerettet, indem es die schädlichen Rager vertilgte. Aus alten Zeiten haben die Miesel die Gewohnheit beibehalten, für den Winter Nahrung in die Speicher zu tragen, um in anhaltenden Frostzeiten vor dem Hunger geschützt zu sein. Da sie aber in unsern milden Wintern

meist Nahrung in Hülle und Fülle finden, fressen sie nur selten an dem angelegten Vorrat zurück. Im Herbst kommt es vor, daß sich mehrere Mieselfamilien zusammenfinden und gemeinsam auf Jagd gehen, wobei sie jedes Tier töten, dessen sie irgend Herr werden können, also weit mehr, als sie im Augenblick verschlucken können; sie hamstern. Es ist schon vorgekommen, daß sie Menschen angefallen haben, und für die Schäferherden bedeuten sie schlimme Feinde. Obwohl ein Miesel nur etwa so groß ist wie eine halbausgewachsene Ratte, wird es mit ausgewachsenen Kaninchen und großen Vögeln fertig. Es kommt vor, daß es hundelang einem flüchtenden Kaninchen nachsieht, bis dieses müde wird und sich im Grole verliert. Dann springt das Miesel es von hinten an, schlägt seine winzigen Zähne in den Nacken des Tieres und macht ihm den Garaus.

Gefährliche Bäume.

Bekanntlich ist seit einigen Jahren das große Ullmenherben ausgebrochen. Die schönen Ullmen sind von einer Krankheit befallen, die durch eine bestimmte Käferart verbreitet wird. Der Verlauf der Krankheit ist unheimlich und schnell; wenn ein Baum noch ganz gesund aussieht, kann er doch plötzlich eines Tages bei ganz ruhigem Wetter zusammenstürzen. Deshalb bedeuten die Ullmen unbedingt eine Gefahr. In England sind sie in letzter Zeit in sehr schrecklicher Aufregung, da sie mehr Todes- und Unfallfälle herbeigeführt haben als irgend ein anderer Baum des Landes. Beispielsweise ist erst kürzlich eine Ullme in London auf einen Autobus gestürzt und hat drei Menschen erlitten und zehn andere verletzt. Man hat deshalb in England und in gewissen Teilen von Wales schon Tausende von Ullmen gefällt und verbrannt, um der Krankheit Einhalt zu tun. Die Ullmen in Irland und Schottland sollen noch gesund sein, aber die Einfuhr von Ullmen aus anderen Ländern ist verboten.

Einenartige Felsbewohner.

In Afrika gibt es eine Schildkrötenart, deren Panzer so dünn wie Papier ist und so weich, daß er von den Atemzügen des Tieres bewegt wird. Diese Schildkröte ist überall sehr selten und wird sehr geschätzt. Sie hält sich vorzugsweise in Felspalten auf. Eine ähnliche Erscheinung hat man auch an anderen Tierarten wahrgenommen. In Kalifornien lebt zum Beispiel in Felskavitten eine gefleckte Eidechse, die aussieht, als hätte jemand auf das Tier getreten. Bis vor kurzem hielt man sie für sehr selten. Nachdem man aber entdeckt hat, daß sie sich in den schmalen Spalten im Granitstein aufhält, hat man Unmengen gefangen. Einige Male hat man auch lebende Tiere nach Europa geschickt.

Überalbe um die Kake.

Manche Leute glauben noch heute, daß sie, wenn sie früh am Morgen einen schwarzen Kake begegnen, einen guten Tag vor sich zu haben. Dieser Überglaube kommt aus dem alten Ägypten, wo die Kake ein heiliges Tier war. Da die meisten Kaken dort grau waren, stand eine völlig schwarze Kake in besonders hohem Ansehen. Im Mittelalter glaubte man, daß die schwarzen Kaken mit Zauberkräften ausgestattet seien, und in den Ländern des Ostens, wo Kaken wild umherstreifen, glaubt man, daß es Glück bedeutet, wenn eine schwarze Kake an der rechten Seite an einem vorbeigeht, während es Unglück bringt, wenn sie links vorbeigeht.



Die Spitze nehme ich mir mit nach Hause — als Andenken!

Das Lied der Mühle

Roman von FRIEDR. FRANZ GOLDAU

14. Fortsetzung.

Elftes Kapitel.

Zista schreibt im Sonntagskleide durch ihren Wald. Glöckchen haben zur Wiege des Gottes- und Menschenlebens. Sella folgt Zista dem Rufe. Lichtfülle umgibt sie. Die Tannen und Fichten sind ein lichtstrahlendes, funkelndes Meer.

Zista beugt sich allmählich zu fürchten. Schneller klettert sie aus, und die Flammen lodern. Brandgarden schrecken nun aus der Tiefe, säugeln nach ihrem Kleide und nagen an ihrem Fleisch. Zista will fliehen. Da hält ein dumpfer Knall in ihren Ohren, und Zista wacht auf.

In Schweiß gebadet, öffnet sie erschauernd die Augen. Eine Kiste erfüllt das Schlafgemach, dessen Fenster weit offen stehen, da Zista und Hans nur bei offenem Fenster schlafen. Zista steht auf, trocknet sich ab, zieht frische Kleider an, schließt das Fenster und legt sich wieder.

Eine Weile bleibt Zista nachdenklich liegen, dann erhebt sie sich wieder und geht aus dem Fenster.

Sternhell ist die Nacht. Zistas Blick fällt auf die Caedelfensterläde des Wärmehessers am Fensterbalken. Ein mörner. Mit der Geduldlosigkeit eines künftigen Bollens ist der Winter gekommen. Zista bemerkt die Wärme des Analls. Die Buche vor dem Hause zeigt einen klaffenden Riß. Sein halbes ist ein Aste, die zu nahe ans Haus rücken, beschneiden. Da der Saft die Rellen des Stammes schwellte, hat der plötzliche Frost ihn getrennt.

Zista steht nach der Uhr auf dem Nachtschiff. Es ist morgens fünf. Sie fliehet sich an, macht Feuer im Kachel und holt aus dem Wohnzimmer Pakete und Schachteln. Geschenke für Hans, Lucie, Hans und die Kinder. Zista hat auch an Thomas, an Wiese und die Gefallen gedacht.

Zista sortiert und verpackt die Sachen in neue Pakete, schon für den Festabend geordnet, und überlegt, was etwa noch fehlt. Da sein den Kredit in Aussicht hat und die Aktion angesetzt ist, ist Zista rubig geworden. Sie will mit den Schritten ein fröhliches Christfest erleben. Ob sie Frikadellen ein Schautelbier kauft? Dampel und Kiebel hat sie besorgt. Soll sie ihm ein Bäckchen geben mit einem Geldstück? Dann kann Zista den mit Waldi füttern. Und fertig?

Ein hellblauer Kopf kuckt in den Raum. Hans, auch schon früh auf den Beinen, schreit:

„Eintritt verboten!“
Zista hat alles verpaßt und er darf kommen. Sans trägt die Uniform und spricht vom vergangenen Abend. Man habe den Keller wieder begutachtet und fröhlich getanzt. Das Bröter auffallend viel mit Matilde getanzt hat, will er nicht erwähnen, aber er macht sich darüber Gedanken. Er denkt an den Morgen, da Pitt auf das Feld kam und Lucie und ihn in sein Haus schauen ließ. Wie steht es mit Lucies Vater und Tante?

„Du kamst recht spät, Sans.“
„Um Mitternacht, Mutter. Was könnte ich Lucie zum Feste schenken?“

Zista schenkt gern, und sie antwortet Sans, Schenken sei eine Kunst. Man könne es gut meinen und doch viel verderben. „Wie mit dem Glauben ist“, Sans. Mancher meint, einem anderen den eigenen Glauben aufdrängen zu müssen, und kommt schließlich bei ihm an, weil er selbst ein besseres hat. Du darfst einem Menschen nichts schenken, was seinem Wesen widerspricht. Du magst es gut meinen, und doch ist es falsch.“

Sans legt sich zu ihm an den Tisch und nicht einig. „Das habe ich mir auch schon gesagt.“ Er schüttelt den Kopf. „So viel hat du noch?“

Zista ist ehrlich erkrankt und froh über alles. Zwölf Taler hatte er ihm gegeben, als er Soldat wurde. Nur zwei hat er in den Monaten im Dienste des Königs verbraucht.

„Du müßtest Lucie nach ihren Wünschen ausbilden“, sagt Zista. „Wenn du es vorziehst anständig, merkt sie es nicht. Ein gutes Buch, Sans?“

„Dachte ich schon, doch es ist nicht genug.“

„Dazu einen Ring?“

„Ich weiß nicht recht, Mutter. Lucie trägt einen Ring als Andenken an ihre Mutter. Schmutz trägt Lucie nicht.“

„Ja, sie ist einfach. Sie trägt ihr geschmackvoll, ohne zu prunken. Vielleicht eine Uhr?“

„Wahrscheinlich brauchen wir“, ein Mann berichtet ihn an. „Stell dich nicht immer so naiv an, wenn ich komme. Du kennst mich schon lange und machst noch Selbsttadel!“

Waldi verkommt. Dann raschelt es unter der Tür. Der Zeitungsbote hat das Kreischblatt herunter gebracht. Sans hat es herein. Vielleicht bietet der Christmarkt das Gezeichnete an. Sans blättert flüchtig und reißt der Mutter das Blatt. „Ihr habt mehr Erfahrung. Helft mir doch wählen.“

Zista legt das Blatt auf den Tisch und beugt sich darüber. Ihre Blinde überläßt die ersten Meldungen. Dann karrt sie entsetzt auf. „Was ist das?“

Ein, zwei, drei Sekunden liegt Zistas Puls aus. Kurz darauf ringt sie nach Atem. Sie preßt die Rechte auf das erregte schwebende Herz. Ihre Augen sind groß auf die

Welt ein halbes Jahr zusammen gearbeitet und zusammen ein schönes Stück Geld verdient. Und ich will — das weißt du — bald wieder in meine Heimat zurückkehren!“

„Das kann ich verstehen. Aber Deutschland ist weit!“ Willst du wirklich deinen Plan durchführen?“

„Ganz bestimmt! Noch einige lo gute Geschäfte, und ich habe das Geld beisammen!“

„Dein Wort überzeuht mich! Gut! Ich nehme das Geld, das ich in diesem Beutel habe, wieder zurück. Aber meines nicht!“

Er sah, wie Christian das Geld in seinem ledernen Beutel unter der Bluse hervorgeholt hatte, und er wehrte es ihm ab, als er es ihm anbot. „Nimm es nur zu dir, es wird sicher nichts geschehen! Und nun wollen wir schlafen! Es ist spät!“

Sie breiteten die Decken aus. Sie standen noch vor ihnen, als Peko sagte: „Auf welcher Seite willst du liegen?“

„Natürlich wo du willst! Vielleicht auf dieser!“

„Nein“, sagte Peko. „Hier liegt du dem Fluße zu nahe, du bist das Klima nicht gewöhnt. Es könnte dir Schaden tun. Nimm lieber den anderen Platz, der gegen den Wald zu liegt!“

„Wie du willst“, sagte Christian. Dann legten sie sich nieder. Christian hörte noch — schon im Halbschlummer — die Stimmen der Tiere aus dem Urwald schwärmen. Und einmal das Gedrüll eines streifenden Jaguars. Er mußte dämmend im Vorfeld nach an die Weite der Anden an Quaraquar denken, deren Spitze so gefährlich war.

Aber auch Peko hatte den Jaguar gehört. Er richtete sich langsam hoch. Er beugte sich über Christian. Ein Lachen versagte sein Gesicht. „Völlig richtig ist die Augen auf. Ueber Rad liegt eine imaragadüne große Spinne von einem Aff. Peko erlachte. Er kannte dieses furchtbare Tier. Schon würde es in seinen Händen. Da fiel sein Blick auf die Goldstücke, die Rad in seinem Beutel trug. Mit einem leichten Griff hatte er das Gold an sich genommen. Dann lag er noch auf die Spinne. Sie hing regungslos über dem schlafenden Christian. „Es ist besser, ich gehe allein!“ murmelte Peko. „Die Gelegenheit gibt sich zu erkennen, man soll niemals so eine Summe des Schicksals überleben!“

Peko rückte wieder ab. Er schlief.

Ein sonderbares Geraschen, wie das eines schnüffelnden Schweines, wurde laut.

„Wien es?“ rief Christian, halb im Schlaf. „Wer ist da?“

„Nichts regte sich. — Aber plötzlich rief ihn ein dumpfes wildes Lärmen aus dem Schlaf. Dann ein einzelner Schrei. Rad sprang auf. Er wendete sich um. Von Peko war nichts zu sehen. Der Platz nebenan war leer.“

(Fortsetzung folgt.)

